Schlagende Wetter!

Erzählung aus Mainzer alten Tagen von A. Nordan.

(A. Hinnius.)

(14. Fortsetzung.)

„Lassen Sie uns darüber nicht rechten, Sie sehen ganz gut den Unterschied, wollen ihn aber nicht sehen. Sie sind die Verbündete eines Spions, der, im Trüben fischend, heute für England, morgen für Frankreich oder Deutschland arbeitet, wo er am besten bezahlt wird."

„Und muß man nicht auch solche Organe benutzen, sind sie nicht Mittel zum Zweck, die man wegwirft, wenn man sie nicht mehr brauchen kann? Haben Sie nicht dasselbe gethan, als Sie sich gegen den Tyrannen erheben wollten?"

„Nein!" rief Franz von Greiffenklau. „Als ich mich zuerst gegen den ersten Consul auflehnte, geschah es im offenen Kampf, ich hatte mich in den Dienst einer guten Sache gestellt, für die ich Blut und Leben einsetzte, ohne für mich etwas zu gewinnen. Das zweite Mal war ich der Verbündete von todesmuthigen Männern, die sich ebenfalls für eine große Idee begeistert hatten. Und was wollen Sie? Lena!" rief er, indem er ihre Handgelenke mit schmerzendem Druck umfaßte, „sehen Sie denn nicht, daß Sie ein unwürdiges Spiel spielen, mit dem Sie sich selbst erniedrigen? Ich warne Sie, Lena, ich fühle es, daß man Ihnen schon jetzt mißtraut, daß Marmont nicht nur zu Ihnen kommt, um sich bei Ihnen zu amüsiren. Sie wollen herrschen, Lena, und was werden Sie gewinnen? Die Verachtung aller rechtlich denkenden Menschen. Sie wollen hochsteigen, aber das Ende wird sein — der Sturz in den Abgrund."

Sie hatte die Hand über die Augen gelegt, während er sprach, und sich abgewandt. Bei seinen letzten Worten warf sie das Haupt trotzig zurück, und wie die kurze Oberlippe sich von den weißen Zähnen hob, da machte sie den Eindruck einer schönen Pantherkatze. Stumm und befehlend wies sie nach der Thür.

„Leben Sie wohl," sagte er dumpf, „für immer, Lena! Ich kehre in meine Urwälder zurück, denn ich will nicht sehen, wie Sie zu Grunde gehen." Er verbeugte sich tief und wandte sich der Thür zu.

Da ertönte es hinter ihm: „Franz!" In süßen, weichen Tönen, thränenerstickt, wie hingehaucht. „Franz!" rief es noch einmal, „verlassen Sie mich nicht!"

Er hatte sich hart machen wollen gegen die Lockungen der Sirenenstimme, nun wandte er sich doch um, und da sah er ein Weib, das sehnend die Arme nach ihm ausstreckte, in deren Augen ihm süße Verheißung entgegenleuchtete. Mit wenig Schritten war er bei ihr. Wild preßte er sie an sich, bedeckte ihr Gesicht mit heißen Küssen, als wolle er sie tödten in seiner Umarmung.

„Du machst mich wahnsinnig, Lena!" — —

Greiffenklau hatte das Zimmer verlassen, Lena war weinend in einen Sessel gesunken. —

Noch lange stand er auf dem Liebfrauenplatz und starrte zu den erleuchteten Fenstern empor. „Dies Weib ist ein Dämon," sagte er, „das mit mir ein unwürdiges Spiel treibt. Und doch — und doch!"

Was wollte er denn noch hier, warum konnte er sich denn nicht endlich losreißen, er, Franz von Greiffenklau, der sichere, zielbewußte Mann, der sich auf so stolzer Höhe wähnte? Und nun?

Er hatte es längst eingesehen, daß Madeleine de Fremont ganz anderen Principien huldigte als er, und doch liebte er in ihr noch immer die wilde Lena Erthal, sie war für ihn nicht nur das berückend schöne Weib, es war die elementare Kraftnatur, die ihn anzog, wie der Pol den Magnet, und die ihn festhielt. Und — es war sein Jugendtraum. Er hatte niemals ein anderes Weib geliebt. Aber was war aus diesem Jugendtraum geworden! Sie hatte ihn mit eigener Hand zerstört. Und nun, da er ihn für immer begraben wollte, da sie sich ihm zeigte in der nackten Blöße ihrer selbstsüchtigen Natur, da wurde er zum Schwächling, wenn Lena ihn rief, und — er blieb.

Zwölftes Capitel.

Die Guillotine vor dem Neuthor hatte wieder in Thätigkeit treten müssen. Peter Hassel, der Anführer jener weitverzweigten Verbrecherbande, war mit mehreren seiner Genossen unter dem Fallbeil gestorben, die Geliebte Hassels, jene schöne Modedame aus Wiesbaden, war zu mehrjähriger schwerer Kerkerhaft verurtheilt, und dasselbe Urtheil hatte auch Eva Zech mit einigen ihrer Genossinnen empfangen. Doch letztere sollte den Holzthurm nicht verlassen; ihr durch ein wüstes Leben entkräfteter Körper war den letzten Anstrengungen nicht gewachsen, und sie starb, ehe sie ihre Strafe antreten konnte. Vorher aber hatte die frühere Göttin der Vernunft, die einst jeglichen Glauben abgeleugnet, nach einem Priester verlangt, und mit diesem, dem geistlichen Rath von St. Peter, hatte sie eine lange, geheimnißvolle Unterredung.

In das Kloster der welschen Nonnen kamen diese Nachrichten aus dem Weltgetriebe schwach abgetönt, wie die Wellen des Oceans, die in friedlicher Umbuchtung nur leise rauschend die Ufer bespülen. Jeder Tag brachte seine Pflichten, die in ewigem Gleichmaß sich abwickelten. Der Gottesdienst, dann die Stunden im Schulzimmer, und das Tummeln der frohen Kinderschaar, die den Nonnen zur Erziehung anvertraut war, im stillen Klostergarten.

Man hatte Billa's Rückkehr mit Freude begrüßt; sie war schon früher den Nonnen eine liebe Genossin gewesen, und da sie, lernbegierig, sich dort so viele Kenntnisse angeeignet hatte, als sich ihr die Gelegenheit dazu bot, so nahm man jetzt auch ihre Kräfte ganz besonders in Anspruch, um so mehr, als sie um recht viel Arbeit gebeten hatte.

Noch schmückte die blonde Flechtenkrone ihr Haupt, nur das dunkle Gewand zeigte strengeren Schnitt, und wie sie jetzt neben der dicken Frau Pütz im Klostergarten saß, die heut am Besuchstage zu ihr gekommen war, wie regelmäßig einmal in der Woche, da war der schwermüthige Zug, der in letzter Zeit immer auf ihrem Gesicht lag, fast verschwunden.

Sie hatte tausend Fragen zu thun, denn alles, auch die geringste Kleinigkeit im Falk'schen Hause interessirte sie. — Ob die große gelbe Henne wieder soviel Junge ausgebrütet wie im vorigen Jahr; ob das Täubchen, das sich kurz vor ihrem Fortgang verflogen, wieder heimgefunden habe, und was Phylax mache, der gute ruppige Phylax.

Frau Pütz hatte von allem getreulich berichtet; inzwischen kamen allerlei Anliegen von der Kinderschaar, die sich im Garten tummelte. Da mußte Billa den Ball herunterholen, der auf das obere Fenstersims des Hauses geflogen war; ein anderes wollte getröstet sein, das sich beim Fallen weh gethan, und schließlich sollte sie den bei den Kindern so beliebten Tanz, „das Weberschiffchen", anführen. Wie sie dann mit einem Kinde an der Hand in den vorgeschriebenen Figuren durch die Reihen flog, sah sie selbst aus wie ein fröhliches Kind.

„Aber," schrie Frau Pütz in sehr unchristlichem Zorn, indem sie nach alter Gewohnheit die dicken Arme in die Seiten stemmte, „könnt Ihr denn nicht eine Stunde ohne die Billa auskommen? Es sind ja noch andere da!"

Und sie holte sich ihren Liebling mit Gewalt, setzte ihn in die Ecke einer dicht bewachsenen Laube und sich selbst davor, damit er nicht wieder entschlüpfen konnte.

„Weißt Du, Billa," sagte sie, jetzt von den Thieren zu den Menschen im Falk'schen Hause übergehend, „bei uns ist alles wie ausgewechselt. Herr Arnold schaut so trübselig drein, und der andere, Herr Balthasar, mit dem ist überhaupt gar nicht mehr zu reden. Nun und Christine, die Magd, die habe ich weggejagt, denn die hatte die ganze Geschichte mit Dir angezettelt. Bald nachher kam ein Brief, darin stand, Du wärst unschuldig, Deine Großmutter hätte das Kreuz bei Dir versteckt. Na, das wußten wir ja längst."

„Ach laßt doch," sagte das Mädchen, „die Großmutter werde ich wohl niemals wiedersehen, und die Magd — Ihr hättet sie nicht wegjagen sollen, denn nun wird sie vielleicht ganz schlecht."

„Kind," sagte Frau Pütz ärgerlich, „es giebt eine Gutheit, die sieht beinahe dumm aus. Hast Du denn gar keine Galle? Böse muß der Mensch auch mal werden können, das sagte immer unser junger Herr. Ob wir jemals wieder was von ihm hören? Ich glaub's nicht. Er hat nicht wieder geschrieben. Wird vielleicht nie wieder zum Vorschein kommen."

Billa erwiderte nichts, sie hatte gerade mit ihrem Strickstrumpf zu thun, an dem eine Masche heruntergefallen war.

„Thut's Dir denn gar nit leid, Billa, wenn unser Erwin nicht wiederkommen thut? Er war ja zuweilen unwirsch, aber zuletzt hat er doch oft Deine Partei genommen."

„Gewiß," versetzte das Mädchen, indem es sich nach dem Knäuel bückte, das am Boden lag. Billa suchte etwas umständlich danach, so daß die dicke Haushälterin ungeduldig wurde, und dann wurde das Gespräch auf andere Dinge gelenkt.

Beim Abschied sagte Frau Pütz zu Schwester Angelika, die ihr das Geleit bis an die Klosterpforte gab: „Wie sonderbar doch die Menschen sind. Da fragt die Billa nach allen, selbst nach denen, die ihr weh gethan haben, aber für unseren lieben jungen Herrn hat sie kein gutes Wort."

Einige Wochen waren vergangen, da wurde Billa eines Tages zur Aebtissin gerufen.

„Ein Kranker verlangt nach Dir, mein Kind," sagte diese, „packe Deine Sachen und mache Dich auf eine längere Abwesenheit von hier gefaßt."

„So ist er nicht im Kloster, und ich soll wieder hinaus in die Welt?" fragte Billa mit angstvollen Augen und gepreßter Stimme.

„Ist das Opfer überhaupt ein Opfer, wenn es uns leicht wird?" versetzte die Aebtissin. „Wir sollen das Kreuz auf uns nehmen ohne zu fragen."

Da senkte das Mädchen ergeben den Kopf. —

Zum zweiten Mal hatte Billa von dem Kloster, der Zufluchtsstätte ihrer Jugend, Abschied genommen, nur auf kurze Zeit, wie sie hoffte.

Sie durchschritt die Straßen der Stadt, die ihr in den letzten Wochen, seit sie wieder im Kloster gelebt, beinahe fremd geworden waren. Ueberall herrschte lärmendes Leben, die Stadt glich einem Feldlager, Soldaten aller Nationen in den verschiedensten Uniformen mischten sich bramarbasirend unter die übrigen Fußgänger. Hohe Offiziere sprengten vorüber und dazwischen hörte man ein babylonisches Sprachengewirr. Die Thüren des Domes waren weit geöffnet, Orgelklänge ertönten, die in all das lärmende, kriegerische Treiben hinein wie eine Verheißung des Friedens klangen.

Billa konnte der Lockung nicht widerstehen, sie trat ein. Der weite Raum war mit Andächtigen gefüllt, am Altar brannten die Kerzen, und der Priester breitete eben segnend die Hände über einige Paare aus, die für das Leben verbunden wurden.

„Was hat das zu bedeuten?" fragte sie eine Frau in ihrer Nähe.

„Die Männer ziehen heute noch mit ihren Regimentern fort in den Krieg, da wollen sie ihre Bräute als Frauen zurücklassen. Die armen Weiber! Viele werden den Mann nicht wiedersehen, denn es soll ein mörderisches Schlachten geben."

Ringsum auf allen Gesichtern liegt Trauer und Empörung, drohend geballte Fäuste erheben sich, Verwünschungen werden laut. „Er braucht wieder Menschenfleisch!" heißt es.

Verzweifeltes Schluchzen in Billas Nähe macht sie aufmerksam. Da steht an der Säule ein Weib, wilden Jammer in Blick und Gebärde. Die Frau kommt ihr bekannt vor, die Gestalt, und doch wieder nicht, denn beides ist vernachlässigt. Sie nähert sich der Weinenden, von Mitleid erfüllt.

„Christine, Du?"

Ist das das übermüthige Kind des Gonsenheimer Weinbauern, das sich so viel besser dünkte als andere? Das Weib wendet scheu das Gesicht weg und will sich in der Menge verlieren, aber Billa hält sie mit sanfter Gewalt zurück.

„Sag' mir, was Dich drückt, Christine, vielleicht kann ich Dir helfen."

Noch schweigt das Mädchen in finsterem Trotz. Gerade sie, die Billa, der sie so viel zuleide gethan, sie soll sie in ihrem Unglück sehen, — nein — lieber fort!

Aber Billa läßt sich nicht so leicht abweisen. Auf alle Unglücklichen, Hilfsbedürftigen glaubt sie ein ganz besonderes Anrecht zu haben.

Und endlich gelingt es ihrem sanften Zureden, das Mädchen zum Sprechen zu bringen.

„Da müßt' ich auch stehen," stöhnt Christine, auf die Paare weisend. „Aber er hat mich verlassen in Schimpf und Schande und ist fort in den Krieg. Meine Eltern wollen nichts von mir wissen; was bleibt mir nun, ich muß in den Rhein. Nun wißt Ihr's, daß Ihr gerächt seid!"

„Nein, Christin' Du gehst nicht in den Rhein," sagt die sanfte, tröstende Stimme, „Du nimmst Dein Kreuz auf Dich und lebst, das sei Deine Buße. Und wenn Du brav bist, wirst Du Dir die Achtung der Menschen wiedergewinnen und vielleicht noch ein Glück."

„Ihr," sagt das Mädchen, „so sprecht Ihr zu mir?"

„Still doch, Christin', es ist ja nur Christenpflicht, was ich thue."

Und Billa reicht ihr aus dem schmalen Beutel das wenige Geld, das sie besitzt.

„Wenn Du was brauchst, so komme zu mir auf den Bischofsplatz, oder geh in das Kloster zu den welschen Nonnen; ich will es Schwester Angelika sagen, daß sie für Dich sorgt."

Da sinkt das Mädchen zu Billas Füßen nieder und birgt das Gesicht in den Falten ihres Kleides. In diesem Moment hat sich Billa eine Seele gewonnen, die ihr auf Tod und Leben ergeben ist. —

Noch lag der Abglanz der erlebten Scene auf ihrem Gesicht, als Billa in das wohlbekannte Zimmer des Barons von Reifenberg eintrat, denn er war der Kranke, der sie als Pflegerin gefordert hatte. Der Baron lag in seinem Stuhl, einsam wie immer, doch das frohe Begrüßungswort, das er ihr bei ihren früheren Besuchen entgegengerufen hatte, blieb heute aus. Er blickte sie betroffen an.

„Sie," sagte er, „Sie ist also die Tochter der Eva Zech?" Warum sagte Sie mir das nicht schon früher, als Sie zu mir kam?"

„Soll ich wieder gehen?" erwiderte Billa eingeschüchtert, „ist es Ihnen nicht recht, wenn ich hier bleibe?"

„Nein, nein," rief der Baron ungeduldig, „ich ließ Sie ja doch rufen. Aber warum verschwieg Sie mir, daß die Tochter und Enkelin von den beiden abscheulichen Weibern und Dienerin aus dem Falk'schen Hause ein und dieselbe Person sei? Warum schlich Sie sich gleichsam unter falschem Namen bei mir ein? Hat Sie Ihre Gründe dazu?"

Da sah ihn das Mädchen mit den großen, klaren Augen an. „Ich verstehe Sie nicht, Herr Baron."

„Schon gut," wehrte der Kranke ärgerlich ab, „ich will nichts weiter hören. Mische Sie mir einen Trank, nicht draußen, hier in meiner Gegenwart, hier auf dem Tischchen, und dann gehe Sie ins Nebenzimmer, ich werde Sie rufen, wenn ich Sie brauche."

Billa that, wie ihr befohlen war, aber im anstoßenden Gemach setzte sie sich traurig mit einer Arbeit nieder.

Der Herr war recht sonderbar heute. Sonst hatte sie ihm vorlesen dürfen, er hatte ihre sanfte Stimme gelobt, und nun war er so unfreundlich, und dabei hatte er sie doch rufen lassen. Aber Kranke sind unberechenbar, damit beruhigte sie sich.

In seinem Zimmer lag der Baron in finsterem Grübeln. War das sanfte Wesen des Mädchens Maske, hatte sie um das Geheimniß gewußt, als sie früher vom Falk'schen Hause aus ihn zuweilen besuchte, und wollte sie sich bei ihm einschmeicheln? War das Ganze schon damals eine abgekartete Geschichte mit der schrecklichen Großmutter gewesen?

Zwanzig Jahre sind eine lange Zeit im kurzen Menschenleben. Er war damals ein junger Sausewind gewesen und brach die Früchte, wo sie sich ihm boten. Das hübsche Kind mit den dunklen Augen und Haaren, das er längst vergessen hatte, stand wieder vor ihm, seit der geistliche Rath mit dem Auftrage der Sterbenden bei ihm gewesen war.

Eva Zech! Es war eine Liebschaft gewesen, an die der vornehme junge Mann nicht mehr gedacht, als er auf Reisen ging, um sich jahrelang in der Welt herumzutreiben.

Er hatte sie niemals wiedergesehen, sich auch nicht wieder um sie gekümmert, selbst als die alte Zech ihm ihre Salben für seinen kranken Fuß brachte, mahnte ihn ihr Name kaum noch an vergangene Zeiten.

Und nun war plötzlich der geistliche Herr gekommen, weil Eva Zech in ihrer Todesstunde eine Regung mütterlicher Sorge empfand, von der sie im Leben nichts gewußt hatte. Bei den welschen Nonnen lebte seine Tochter, die Tochter der Eva Zech!

Zuerst, als er vernahm, daß es auf der Welt ein Wesen gab, das doch nun einmal, wenn er es wollte, zu ihm gehörte, da regte sich etwas in dem Herzen des kranken, einsamen Mannes; aber dann kam das Mißtrauen, der Widerwille gegen die Verwandtschaft des Kindes. Wenn sie jenen glich, was dann? Und konnte es denn eigentlich anders sein?

Aber wenigstens sehen wollte er sie, und so ließ er sie zu sich rufen als Pflegerin. Und da machte er die Entdeckung, daß er dies Mädchen schon kannte, das sich bei ihm einzuschmeicheln verstanden hatte, gewiß damals schon im Einverständniß mit der Alten. Das berührte ihn wie ein böser Insektenstich. Eine Heuchlerin mit den eigennützigsten Absichten!

Und doch, wie ihre Augen denen seiner verstorbenen Mutter glichen, wie wenig sie äußerlich an jene Eva Zech erinnerte! Die war schöner gewesen, viel schöner als Sibilla, aber es war eine Schönheit der Straße.

Jedenfalls, das stand bei ihm fest, sollte sie es niemals erfahren, wenn sie es nicht bereits wußte, daß sie seine Tochter sei; er wollte für sie sorgen wie es ihm gut dünkte, dann hatte er seine Pflicht gegen dies Kind vollauf erfüllt.

Dreizehntes Kapitel.

Die Dienstboten hatten oft über die Ungeduld und Uebellaunigkeit ihres Herrn geklagt, Sibilla, oder Jungfer Sibilla, wie sie hier genannt wurde, hatte bei ihren früheren Besuchen nichts davon bemerkt, jetzt sollte sie ebenfalls die unliebenswürdigen Eigenschaften des Barons kennen lernen.

„Ich wünsche nicht, daß man in meiner Umgebung erfährt, woher Sie stammt," sagte er am nächsten Morgen, als Sibilla ihm das Frühstück brachte, „Sie ist hier Jungfer Sibilla, und kann sich sonst einen beliebigen Zunamen zulegen, aber Sie darf niemals den verpönten Namen Ihrer Mutter und Großmutter nennen."

Der Herr hatte ja recht; die Verwandtschaft hatte ihr ganzes Leben lang schwer auf ihr gelastet, sie war in unaufhörliche Conflicte dadurch gekommen, ihre Kindheit, ihre ganze Jugend war dadurch vergiftet. Aber als der Baron mit unsäglichem Hochmuth und grenzenloser Verachtung so zu ihr sprach, da richtete sie sich unwillkürlich höher auf, und ihre Hände zitterten leicht, als sie die Geräthe auf dem Tischchen neben dem Lager des Kranken ordnete.

„Seien Sie unbesorgt, Herr," sagte sie, „ich werde nichts thun, was Ihnen unangenehm ist."

Ihre klaren Augen ruhten wieder mit dem Ausdruck auf ihm, den er nun schon kannte. Es lag kein Vorwurf darin, aber eine ihr selbst vielleicht unbewußte Würde.

Sein Arzt, der Medizinalrath Wittmann, begrüßte die neue Pflegerin, die er so hausmütterlich walten sah, mit Genugthuung; das war es ja, was hier im Hause so lange gefehlt hatte. Aber als er anerkennende Worte über Billa sprach, sah der Baron an ihm vorbei und brummte Unverständliches.

Wie sich Alexander von Reifenberg in seinem ganzen Leben nie einem Zwang gefügt hatte, und deshalb erst spät die Ehe mit Katharina Kaiser eingegangen war, so lehnte er sich auch jetzt gegen diese ihm gleichsam von seinem Gewissen aufgezwungene Tochter auf, sie war ihm von dem Tage an, da er wußte, daß sie zu ihm gehörte, unsympathisch.

Am nächsten Morgen sah er, wie Billa ein Pulver in ein Glas Wasser rührte und es ihm dann reichte. Er hatte über Kopfschmerzen geklagt und nervöse Unruhe. Als sie ihm dann den Trank brachte, wies er ihn mit unfreundlicher Gebärde zurück.

„Glaubt Sie, daß ich unbesehends alles genieße, was Sie mir bringt?" rief er. „Ich nehme das Zeug nicht, wer weiß, was darin ist."

Wieder sah sie ihn mit dem bewußten Blick an, dann trank sie selbst das Glas bis auf den Grund leer.

„Es war nur ein harmloses Beruhigungsmittel, das mir der Arzt für solche Fälle gegeben hat," sagte sie.

Diesmal schämte er sich.

In der Küche saß ein alter Drache, eine schlampige Person, die die neue Hausgenossin, in der sie einen unbequemen Zuwachs, vielleicht eine Aufpasserin witterte, mit bösen Blicken empfing. Die Speisen waren oft mißrathen, schlecht zubereitet, daß der Kranke sie mißmuthig von sich schob.

Billa fürchtete sich eigentlich vor der Person, die mit ihrem struppigen Haar und den schlotternden Röcken und Jacken aussah wie ein alter Strohwisch. Aber es mußte sein, das Wohl des Kranken verlangte es, daß sie hier verbessernd eingriff.

Und zagenden Herzens, aber mit lächelndem Munde sagte sie eines Tages, sie wolle ein besonderes Gericht für den Baron bereiten, die Köchin müsse ihr schon erlauben, daß sie ihr ins Handwerk pfusche.

Auf die freundliche, in Form einer Bitte gehüllte Anrede erfolgte nichts als ein dumpfes Knurren, wie ein bissiger Hund, der sich zum Angriff rüstet.

(Fortsetzung folgt.)

Englischer und deutscher Handel.

„Deutschland, unser Vorbild", lautet der Titel einer sehr bemerkenswerthen Abhandlung in dem von der bekannten Londoner Verlagsfirma Mather & Crowther herausgegebenen „Practical Guide". Wir lassen daraus die folgenden Stellen, die wohl das Interesse des Lesers in Anspruch nehmen dürfen, folgen:

„Wir sehen in Deutschland während der letzten Jahrzehnte einen merkwürdigen Wandel sich vollziehen. Neben einer starken militärischen Streitmacht hat auch der Handel eine Gestalt angenommen, die den Schluß zuläßt, daß, wie Deutschland einst Frankreich „eroberte", es vermöge wohldurchdachter Methoden auch den Weltmarkt in immer größerem Maßstabe für sich gewinnen wird. Unzweifelhaft sind der Gelegenheiten zur Vergrößerung seines Absatzes für den Kaufmann viele, und wir wollen versuchen, den Standpunkt der Gründe für das Aufblühen des deutschen Handels in einigen Worten auseinander zu setzen. Der Eigendünkel des englischen Kaufmannes hat bei der immensen Ausdehnung des deutschen Handels an der Schwelle des neuen Jahrhunderts einen schweren Schlag erlitten. Die verderblichen Hüllen sind erst dann von den britischen Augen gefallen als Deutschland in raschen Sprüngen dem englischen Conkurrenten die commerziellen Waffen aus der Hand gerungen. Nur langsam hat der Großkaufmann dieses Landes seit Jahrhunderten eine Stellung auf dem Weltmarkte sich errungen, die ihm nun ebenso schnell als sicher entwunden zu werden droht. Wir möchten nicht verfehlen, bei dieser Gelegenheit auf den Bericht des englischen Consuls in Frankfurt am Main zu verweisen, der über den deutschen Aufschwung ein treffliches Bild entrollt. Danach haben sich die Verhältnisse in Deutschland während der verflossenen Jahre überraschend günstig für das „Fatherland" verändert. Zahlreiche Fabriken in mittlerem, großem und ungeheurem Maßstabe sind, Pilzen gleich, aus der Erde geschossen. Viele Städte sind beinahe völlig neu erstanden bezw. in einem weit reicheren und vornehmen Stil umgebaut; neue Straßen sind in ihnen angelegt und ganze Geschäfts- oder Wohnviertel geschaffen. Und dieses trifft sowohl auf den Süden, als auch auf den Norden des Reiches zu, wodurch der Beweis für den Wohlstand und die riesenhaften Anstrengungen Deutschlands, alle anderen Nationen zu überholen, erbracht ist. Unser deutscher Nachbar, der uns vordem als Träumer vorschwebte, hat seine Fähigkeiten als gewandter Kaufmann glänzend bewiesen und uns gezeigt, daß er es wohl verstanden hat, die geschäftlichen Vortheile im Mitbewerb auf dem Weltmarkte auf seine Seite zu bringen. Wir Engländer dagegen reiten derweilen in Unthätigkeit auf unserer „Freiheit" herum und blicken voll Vertrauen auf unser väterliches Regierungssystem, das uns über die Klippen der nächsten Zukunft hinübergeleiten soll. Der englische Erzeuger hat die Stärke und Bedeutung des englischen Handels-Monopols überschätzt, und die Sorglosigkeit, mit der er den alten Schlendrian verfolgte, hat natürlicher Weise das Ergebniß gezeitigt, welches wir heute klar vor uns sehen. Wir wiegen uns fälschlicher Weise noch immer in dem Glanze vergilbten Ruhmes vergangener Tage und setzen unseren Stolz darin, daß unser Volk die Freiheit über Alles liebt, daß unser Land seit acht Jahrhunderten von der Hand des Eroberers verschont geblieben und daß es den Bemühungen unserer Vorfahren geglückt ist, England zu seinem jetzigen Wohlstande und unangefochtenen Prestige zu verhelfen. Der Aufschwung des deutschen Handels ist nicht etwa durch nichts hervorgerufen, es sind die Fähigkeiten dieses Nachbarvolkes und seine unermüdliche Arbeitsfreude, die ihm zu seiner hohen Stellung als eine der ersten Weltmächte verhalfen. Was hauptsächlich in Frage kommt, ist aber auch die Art und Weise des Unterrichts an den deutschen Handels-Hochschulen, denen England nicht im Entferntesten ein Aequivalent entgegenzustellen vermag. Unseren commerziellen Methoden fehlt einer ersprießliche Grundlage. Sie bedürfen einer ausgedehnten Erweiterung und gründlichen Umarbeitung, und es ist Sache des englischen Kaufamnnes, sich nicht leichtfertig über die vom Auslande befolgten Methoden hinwegzusetzen, sondern sie genau zu studiren und gegebenen Falles zu adoptiren. Deutschland hat lange genug den zweckmäßigen Theil der Methoden des englischen Handelsstandes sich dienstbar gemacht, nun ist auch an uns die Zeit, sich der von ihm aufgestellten kommerziellen Matimen wo immer angängig zu bedienen."

Die „Magdeb. Ztg." bemerkt dazu: „Lassen wir uns nur durch solche Lobsprüche, die sehr übertrieben sind, nicht einschläfern, sondern verdienen wir sie uns durch um so energischeres Vorwärtsstreben! Der englische Handel übertrifft den deutschen noch gewaltig; seine Klagen sind nur dadurch hervorgerufen, daß er nicht mehr das Monopol hat und unumschränkt ist. Bemühen wir uns, ihn einzuholen und allmählich zu überflügeln!"

Belladonna.

Mr. Auguste Moulieras, Professor der arabischen Sprache und Literatur in Oran, welcher eine Reihe von Jahren der Erforschung Marokkos und seiner Bevölkerung gewidmet hat, beschreibt eine eigenthümliche Art Cur, der sich vorzugsweise die gelehrten Muselmänner des Districts R'Mara in der Provinz Rif unterziehen. In den ausgedehnten Wäldern dieses Districts gedeiht in großer Menge die bekannte Belladonna (Atropa belladonna), das Bellaidhur der Eingeborenen. Diese Giftpflanze ist für dieselben besonders kostbar, denn sie steht in dem Ruf, altersschwachen Leuten das Gedächtniß zu schärfen und den des Geistes ermangelnden solchen einzuflößen. Man höre wie die Eingeborenen große Quantitäten dieser fürchterlichen Pflanze vertilgen, um der in ihren Beeren verborgenen Eigenschaften theilhaftig zu werden. Sie begeben sich in ihren Hühnerhof und sperren einen seiner Insassen, mit Vorliebe einen recht starken, kampflustigen Hahn, von den übrigen ab. Dieser bekommt 7—8 Tage hindurch nichts wie die Beeren der Belladonna zu essen und wenn er, giftgesättigt, anfängt die Federn zu verlieren, wird er geschlachtet und in Butter geschmort. Der Gelehrte, dessen Gedächtniß unzuverlässig oder dessen Geist stellenweise abwesend ist, muß den Hahn in drei Mahlzeiten auffessen und drei Tage lang, besonders warm zugedeckt, das Bett hüten. Dann braucht er keine weiteren Vorschriften zu befolgen und kann wieder aufstehen. Er ist wie neugeboren, der bornirte Dummkopf von gestern ist plötzlich geistsprudelnd geworden, und sein Gedächtniß wahrhaft staunenerregend. Diese Wirkung der Belladonna auf das Gehirn steht bei der ganzen wissenschaftlichen und gelehrten Welt des Kaiserreichs so zweifellos fest, daß sich in dem Artikel ein schwunghafter Handel entwickelt hat, zumal die Pflanze in den anderen Provinzen nicht vorkommen soll. In Tanger kostet das Pfund Belladonna 2 Frcs., in Tetuan 1 Fr., in Quida 3 Frcs. Der Preis wächst mit der Entfernung von R'Mara. Während der Behandlung zeigen die Kranken folgende Symptome: Erster Tag: Hochgradige Mattigkeit, Schwindel, Visionen, Schlafsucht. Zweiter Tag: Allgemeine Niedergeschlagenheit, merkliche Besserung. Dritter Tag: Vollständige Genesung. Gewisse Schüler und jüngere Studirende bringen es allmählich fertig, täglich drei bis vier Belladonnafrüchte zu verzehren, die sie mit heißem Thee hinunterspülen. Unsere Schüler in der Provinz Oran, welche ebenfalls von der Wirksamkeit des Gifts überzeugt sind, machen es ihren westlichen Collegen nach und verschlingen die Belladonnabeeren, ohne sich der Vermittlung des Hühnerhofs zu bedienen. Nicht zufrieden mit dieser perpetuellen Vergiftung sind die Eingeborenen auch noch leidenschaftliche Raucher von Tabak und Kif (Hanfblätter, ein beinahe ebenso schlimmes Narcoticon wie Opium). Man vergleiche mit dieser Erscheinung die bekannte Accomodationsfähigkeit des menschlichen Körpers für giftige Substanzen, z. B. das Arsenitschlucken der Tiroler, das Cocaessen der Indianer in den Anden u. s. w. Mitridates hatte sich bekanntlich gegen 22 Gifte immun gemacht.

Jetzt ist's einmal wieder der Regen, der die britischen Operationen in Südafrika hindert. Als ob es da nicht beständig „Burenhiebe" regnete!